



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Feine ringsum! : zum neuen Jahre 1906

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Feinde ringsum!

Zum neuen Jahre 1906



in tiefbewegtes Jahr voll schicksalschwerer Entscheidungen und voll gefahrdrohender Anzeichen liegt hinter uns. Für uns Deutsche ging es zu Ende mit dem Alarmruf: Feinde ringsum! In diesem Rufe klang die hochernste Thronrede des Kaisers am 28. November aus, er gab am 6. Dezember den Ton an für die große Rede des Reichskanzlers über die auswärtige Politik. Von der höchsten Stelle im Reiche wurde der dünne Schleier zerrissen, der für so manchen unsre Lage noch verhüllte. „Feinde ringsum!“ das heißt so viel als: „An die Gewehre!“

Wie ist das gekommen? Hat die deutsche Reichspolitik unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten durch Eroberungen oder auch nur durch Kundgebungen von Eroberungslust den Argwohn und die Feindseligkeit anderer Mächte erregt? Von allen Seiten heißt es ja, daß wir uns mit kriegerischen Absichten trügen, daß man vor uns auf der Hut sein müsse. Heute haben wir über das unschuldige Frankreich herfallen wollen, gestern haben wir mit der Besetzung von Tsingtau das Signal zur Aufteilung Chinas gegeben und sind nur durch die aner kennenswerte Uneigennützigkeit Englands und Rußlands daran verhindert worden; morgen beabsichtigen wir, uns in Venezuela festzusetzen, übermorgen gedenken wir Deutsch-Osterreich an uns zu reißen und Triest zu einem reichs-deutschen Hafen zu machen. Und doch sind alle diese Ausstreuungen im günstigsten Falle Selbsttäuschungen, in den meisten Fällen bewußte Lügen, denen jeder Grund abgeht.

Wir haben uns trotz unsrer hochentwickelten Industrie und unsrer unheimlich schnell wachsenden Bevölkerung in allen Kolonialfragen sehr, wie manche meinen, allzu sehr zurückgehalten, uns mit einem sehr bescheiden Anteil an der überseeischen Welt begnügt; seit zwanzig Jahren ist nichts hinzugekommen als Tsingtau, Samoa und einige andre kleine Inselgruppen der Südsee. Wir haben allerdings kraftvoll in den japanisch-chinesischen Krieg und dann in die chinesischen Wirren sogar an erster leitender Stelle eingegriffen, wir nehmen uns heraus, in Afrika unser Eigentum gegen schwarze

und gelbe Barbarenhorden, die von unsern dortigen guten Freunden und getreuen Nachbarn aufgeheßt und unterstützt werden, zu schützen, wir haben uns sogar herausgenommen, in Marokko unser gutes Recht zu wahren, als zwei Großmächte uns als *quantité négligeable* beiseite zu schieben gedachten, und wir sind so dreist, das alles für ebenso selbstverständlich zu halten wie bei andern Völkern. Dafür werden wir ausgeschrien als die ewigen Friedensstörer Europas und der Welt, und alles, was uns feind ist, Engländer und Franzosen und unsre alten Gegner im Osten, die Slawen aller Stämme, die ohne unsre Kultur gar nicht leben könnten und uns nun hassen, wie der undankbare Schüler den Lehrer haßt, stimmen in den Pörschrei gegen uns ein. Und was mehr bedeutet, man arbeitet daran, uns zu isolieren, uns endlich mit einer übermächtigen Koalition zu unterdrücken. Das *cauchemar* des coalitions, das zu beschwören Bismarck für seine wichtigste Aufgabe hielt, lastet schwerer auf uns als je. Und doch hat sich England in derselben Zeit die Burenstaaten, ein Gebiet von der Größe des Deutschen Reichs, ruhig einverleibt, als ob das ganz selbstverständlich wäre, ohne daß irgend jemand über ohnmächtige Sympathiekundgebungen für die Buren hinausgegangen wäre, nachdem die Großmut des Zaren auf den schon vorbereiteten Vormarsch nach Indien verzichtet hatte, der die englische Politik auf den Kopf gestellt hätte; die Union hat die letzten Reste der spanischen Kolonialherrschaft zertrümmert, hat die Philippinen an sich gerissen, damit eine starke Position in Ostasien gewonnen, nachdem sie schon Hawaii genommen hatte, Frankreich hat sich ein mächtiges Kolonialreich in Nordwestafrika geschaffen und war im Begriff, allen Verträgen zum Trotz mit Englands Zustimmung auch Marokko zu nehmen, wie es mit Deutschlands Zustimmung Tunis genommen hat; Rußland steht auch heute noch in der Mandschurei. Kein Hahn hat danach gekräht. Aber wenn das Deutsche Reich seine in der ganzen Welt natürlich wachsenden Interessen wahrnimmt, wenn es, wahrhaftig nicht irgendwelcher Laune, sondern harter Notwendigkeit folgend, zu den Weltmächten gehören will und sich eine dem notdürftig entsprechende Flotte schafft, dann ist es der freche Friedensstörer, über den alle Welt herfallen möchte.

Und doch hat unser Kaiser das Menschenmögliche getan, ganz persönlich getan, mit unsern nähern und fernern Nachbarn in freundlichem, nicht nur in korrektem Verhältnis zu bleiben, mit England sogar mehr, als es einer starken Strömung im Volke, die freilich mehr vom warmen Herzen als vom kühl abwägenden Verstande ausging, recht war; er hat den Franzosen unausgesetzt Entgegenkommen bewiesen trotz dem französisch-russischen Zweibunde, dessen stärkstes Band freilich jetzt die zwölf Milliarden russischer Staatsschulden sind, die Frankreich aufgenommen haben soll; er hat das alte Verhältnis zu Rußland wiederhergestellt. Noch in der letzten Thronrede hat er gesagt, „der Friede des deutschen Volkes ist mir heilig,“ und er hat überall die Bewahrung des Friedens als das höchste Ziel seiner auswärtigen Politik bezeichnet, er, der oberste Kriegsherr der besten Armee der Welt! Und diesen Fürsten wagt man ehrgeiziger Eroberungsgelüste zu verdächtigen!

Woher kommt das? Woher all das Mißtrauen, all der Haß?

Die erste Antwort ist: Deutschland ist die jüngste Großmacht Europas und die jüngste Weltmacht. An eine so gewaltige Machtverschiebung gewöhnen sich die ältern Mächte schwer und nur, weil sie müssen, und wenn sie müssen. Längst vergessen hat man draußen, daß Deutschland im Mittelalter die stärkste Macht Europas gewesen ist, daß es diese Stellung nur durch innern Hader, keineswegs durch fremde Waffen verloren hat. Man hat sich dann jahrhundertlang daran gewöhnt, unser Land als gute Beute der Nachbarn zu betrachten, mit Fegen deutschen Bodens territoriale Ansprüche auszugleichen, auf unserm Boden seine Schlachten zu schlagen, ihn von fremden Heeren zertreten und ausplündern zu lassen, und unser Land schließlich 1815 nach Siegen ohnegleichen so unter die Vormundschaft sämtlicher am Wiener Kongreß beteiligten fremden Staaten zu stellen, daß sie gemeinsam die Garantie für die elende deutsche Bundesverfassung übernahmen, die darauf berechnet war, unsre Kräfte zu teilen und zu lähmen, uns niederzuhalten. Damit ist es allerdings seit vierzig Jahren aus, gründlich aus. Aber während der ganzen Periode unsrer Einheitskriege haben wir uns desselben Übelwollens im Auslande zu erfreuen gehabt, das heute unser Aufstreben zur Weltmacht begleitet. Den angeblichen dänischen Seesieg bei Helgoland am 9. Mai 1864 begrüßte das englische Unterhaus mit lauten Cheers, englische und amerikanische Händler versorgten die Franzosen 1870/71 bereitwillig mit Waffen, die den Widerstand der Besiegten um Monate verlängerten und uns noch Ströme von Blut kosteten, und mit Mühe wurde die auflodernde Eifersucht Rußlands gedämpft. Nur unser gutes Schwert wahrhaftig hat 1870 die Bildung des geplanten großen Kriegsbundes verhindert, der unsre werdende Einheit vernichten wollte. Die italienischen Einheitskämpfe hat man doch in England mit warmer Sympathie begleitet, von Frankreich aus anfangs sogar mit Waffenhilfe unterstützt, später wenigstens nicht gehemmt. Unsre viel gewaltigern Einheitskriege stießen überall auf Mißgunst und Haß.

Woher dieser Unterschied? Es mag sein, der Deutsche hat im allgemeinen, verglichen mit romanischen Völkern, die Gabe persönlicher Liebenswürdigkeit nur in geringem Maße, und er mag deshalb in höflichen Ländern hier und da anstoßen, obwohl er doch niemals an den bornierten Hochmut so vieler Engländer hinanreichen wird, der doch den meisten Leuten so zu imponieren pflegt. Aber das sind doch keine ernsten Gründe für die weitverbreitete Abneigung gegen uns. Nein, die Gründe liegen ganz wo anders und viel tiefer: zu groß, zu mächtig, zu stark sind wir den verehrten Nachbarn geworden, vor allem den lieben „Vettern“ jenseits des Kanals. Wir denken nicht im entferntesten daran, England anzugreifen, wir haben eine sehr hohe Meinung von der Bedeutung Englands für die Kultur der Welt; wir planen, ja wir phantasieren uns nicht einmal eine zweite „Schlacht von Dorking“ vor, wie sie einmal ein Mitarbeiter der Grenzboten deren Lesern zum großen Schrecken der Engländer als Zukunftsbild vorgezaubert hat; sogar sein publizistischer Nachfolger, Herr Seeßtern, wagt nur von einer — Niederlage der gegenwärtigen deutschen Flotte gegen eine englisch-französische zu träumen, und in der Tat, wir vermöchten jenes ältere Phantasiebild gar nicht in Wirk-

lichkeit zu verwandeln, auch wenn wir so unvernünftig wären, es zu wollen. Aber das Reich hat sich seit einem Menschenalter durch die energische und umsichtige Arbeit seiner Bürger und dank dem starken Schutze, den sie an der Reichsgewalt fand und findet, zu einer Industrie- und Handelsmacht ersten Ranges entwickelt, die überall in Europa und jenseits des Meeres den Engländern fühlbare Konkurrenz macht, die sie sogar hier und da überflügelt, und die längst nicht mehr in England die Hochschule für die Technik sieht, sondern in Nordamerika. Und doch hat England noch immer einen ungeheuern, gar nicht auszugleichenden Vorsprung, und sein Handel hat höchstens nicht in demselben Verhältnis zugenommen wie der unsre, weil der deutsche noch klein war, der englische längst eine stolze Höhe erreicht hatte. Aber daß die deutsche Handelsflotte, obwohl in weitem Abstände, gleich hinter der englischen rangiert, daß wir die beiden größten Reedereien der Welt, die größten, schnellsten und schönsten Dampfer besitzen, mit denen auch der Engländer am liebsten fährt, daß das deutsche Kapital überall mitarbeitet, wo bisher das englische Kapital allein geherrscht hat, auch in den englischen Kolonien, daß wir einen wahrhaftig bescheidenen Kolonialbesitz erworben haben und energisch festhalten, der allerdings verhindert, daß Afrika ganz englisch wird from the Cape to the Nile, daß endlich das Reich alle diese Interessen schützt und fördert, daß der Kaiser den Satz aufgestellt hat: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser,“ kurz, daß die verschlafne Landratte, der deutsche Michel, aufs Meer gegangen ist, das verzeiht man uns nicht. Der gemeinste Neid ist es bei denen, die so denken, nicht die ehrliche Furcht vor einem unmöglichen Angriff. Und die auswärtige Politik ist bei den meisten Völkern so materialistisch, so ruchlos geworden, daß sie so ideale Ziele, wie sie etwa unsre mittelalterlichen Kaiser oder gar die Kreuzfahrer oder auch die Araber Mohammeds verfolgten, gar nicht mehr versteht, sondern als überspannte romantische Narrheit verlacht. Ganz natürlich, denn in der heutigen Welt spielt die Zivilisation, d. h. die Technik und die mit ihr zusammenhängende Umgestaltung des äußern Lebens, die dem Durchschnittsmenschen schlecht hin als ein unermesslicher Fortschritt erscheint, die Hauptrolle, die Technik, die sich nicht zum wenigsten in der Erfindung immer neuer und immer schrecklicherer Zerstörungswerkzeuge entfaltet, die die Schlacht zur Schlächtereier macht, die in so vielen Betrieben den Arbeiter zur lebendigen Ergänzung einer kunstvollen Maschine hinabdrückt und seiner Arbeit den sittlichen Adel raubt. Geht das so weiter, so wird im zwanzigsten Jahrhundert schließlich die Zivilisation die Kultur totschlagen, und die natürlichen Gegensätze der Völker in ideenlose, brutale Kämpfe um die Futterplätze verwandeln.

Was aber das feindliche Ausland einst ermutigen könnte, über uns herzufallen und uns unsern bescheidenen Platz an der Sonne, den sie uns längst mißgönnen, zu rauben, das sind die unausrottbaren Spaltungen in unserm Volke. Wenn es der Führer der „Dreimillionenpartei“ im Reichstage wagen kann, den offenen Landesverrat eben dieser Partei, die ihren Standpunkt „wissenschaftlich“ nennt, im Kriegsfalle — nach dem Beispiele des rohen russischen Böbels — als möglich hinzustellen, wenn die ungeheuern Opfer, die unsre

besitzenden Stände — wie nirgends sonst auf der Welt — für die Durchführung der sozialen Gesetzgebung bringen und seit mehr als zwanzig Jahren gebracht haben, zu weiter nichts führen, als die Begehrlichkeit der Massen zu reizen und Millionen deutscher Männer in ihrem törichten und unsittlichen Ideal der Klassenherrschaft eben dieser handarbeitenden Massen, die praktisch auf die Tyrannei einiger fanatischer Demagogen hinauslaufen würde, zu befestigen, statt sie zu guten Bürgern ihres Vaterlands zu erziehen, wenn sozialdemokratische Blätter tagtäglich Hochverrat begehn, indem sie alles, was unsre auswärtige Politik tut, bekämpfen und hier die Partei Englands, dort der Hereros ergreifen, dann freilich glaubt man draußen — und muß es glauben —, daß so prahlerischen Worten die Tat folgen wird, daß man im Ernstfalle auf eine revolutionäre Bewegung in Deutschland werde rechnen können. Denn so weit reicht ja, wie es scheint, weder der Verstand der Führer noch vollends der verführten Massen nicht, zu begreifen, daß alle unsre Rüstungen zur See, unsre ganze Handels- und Kolonialpolitik niemand mehr zugute kommen als unsern handarbeitenden Massen, und daß diese verhungern müßten, wenn unser Seehandel und damit unsre Industrie vernichtet würden. Überall ist die Sozialdemokratie national, nur in Deutschland ist sie nicht international, sondern antinational, die schlimmste Erbschaft, die unsre lange Zerrissenheit, da sie kein kräftiges Nationalgefühl aufkommen ließ, der Gegenwart hinterlassen hat, und die verhängnisvollste Folge aus unserm eigensinnigen Doktrinarismus. In dieser Beziehung ist unsre Sozialdemokratie allerdings leider ein deutsches Produkt, sonst gilt von ihr der alte grobe Satz: „Ein schlechter Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt.“ Und da soll auch noch von einer Fortsetzung der Sozialreform die Rede sein? Hier ist nur ein kräftiges Quos ego! am Platze, unsre Zeit bedarf wahrhaftig mehr der Zügelung als erweiterter Freiheit, damit nicht auch bei uns einmal die Bestie im Menschen herausbricht, die das kulturstolze Jahrhundert jetzt in Rußland schauernd an der Arbeit sieht.

Während die Sozialdemokratie an den Wurzeln unsers nationalen Lebens nagt, wird der konfessionelle Gegensatz von so manchen Stellen aus geiffentlich geschürt, als ob wir nichts besseres zu tun hätten, als alte Spaltungen zu erneuern, alte Wunden, an denen sich die Nation einstmals beinahe verblutet hat, wieder aufzureißen, auf beiden Seiten freilich mit dem Glauben und in dem Bestreben, nur das eigne gute Recht zu vertreten. Das mag man tun, aber wir machen es protestantischen Organen zum Vorwurf, daß sie über die Abwehr hinaus beständig alle Schwächen und Schäden der katholischen Kirche hervorheben, was doch schlechterdings nichts nützt, sondern nur verstimmt, und daß sie jeden etwaigen Fortschritt des Katholizismus als eine Gefahr für den Protestantismus, womöglich für das Reich betrachten, den Katholiken, daß sie im ganzen die historische Berechtigung des Protestantismus durchaus immer noch nicht verstehn wollen, und daß die politische Partei, die vor allem im Reichstag ihre Interessen vertritt, immer wieder dazu neigt, nationale Fragen von kirchenpolitischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen und zu entscheiden, so wirksam auch das Zentrum oft schon an der Förderung nationaler

Politik mitgearbeitet hat. Es ist nur zu hoffen, daß auf beiden Seiten die Gemäßigten, unter denen auch glücklicherweise katholische Kirchenfürsten stehn, mehr und mehr die Führung gewinnen und die Heißsporne zurückdrängen. Das ist eine Frage unsrer nationalen Existenz; ein Volk, das zu einem guten Drittel aus Katholiken besteht, kann in keiner Weise seine Politik von konfessionellen Rücksichten bestimmen lassen.

Ernste Sorge flößt uns endlich das ein, was man die Rückständigkeit der Reichsverfassung nennen könnte. Noch heute, fünfunddreißig Jahre nach der Reichsgründung, gibt es keine genügende Ordnung der Reichsfinanzen, seitdem das Reichseisenbahnprojekt an dem sogenannten „gesunden,“ in Wahrheit überaus kurzichtigen Partikularismus der Mittelstaaten, das Tabakmonopol am Widerspruch der Interessenten gescheitert ist, und die unglückselige Frankenstein'sche Klausel, die Bismarck leider annahm, die Einzelstaaten dazu verführt hat, auf wechselnde Einnahmen dauernde Ausgaben zu gründen, dadurch ihre eignen Finanzen zu gefährden oder geradezu zu ruinieren und durch knausrige Wirtschaft den alten schönen Satz von der kulturfördernden Macht der Kleinstaaterie zu erschüttern. Und was ist aus der Betriebsmittelgemeinschaft, die wenigstens ein Ansatz zur Ausführung der Vorschrift der Reichsverfassung, daß die deutschen Eisenbahnen „wie ein einheitliches Netz“ verwaltet werden sollen, schließlich geworden? Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Bei alledem bewahrheitet sich abermals die alte Erfahrung aus der unseligen Bundestagszeit, daß die deutschen Einzelregierungen, sobald sie durch freie Vereinbarungen etwas zustande bringen sollen, in langer Zeit nichts oder nur ganz ungenügendes zustande bringen. So langsam wächst unser Volk in seine neuen großen Aufgaben hinein, und dabei zeigen sich die Landtage noch partikularistischer als die Regierungen; von keiner Seite kommt ein kräftiger Anstoß, und unsre „bürgerlichen“ Parteien versinken immer mehr in kleinlichen Hader, verlieren immer mehr alle großen Ziele aus den Augen, als ob wir nicht mitten in Europa lebten, sondern auf einer weltfernen Insel, Gott weiß wie lange Zeit zu innern Reformen vor uns hätten, und doch drängt die Stunde.

Denn so steht es doch: Wir haben ein Einverständnis Englands und Frankreichs uns gegenüber, das bei jeder Gelegenheit zu einem Angriffsbündnis werden kann, die englische Flotte hat ihren Schwerpunkt in die Nordsee verlegt, richtet also die Spitze gegen uns, wie Rußland unter Alexander dem Dritten in seinen Westprovinzen unverhältnismäßige Truppenmassen anhäufte, die zur Verwendung gegen uns bereitstanden. Das Zarenreich selbst ist gelähmt durch unabsehbare innere Wirren, durch einen Kampf der Intelligenz gegen ein verrottetes absolutistisches Beamtentum auf der einen Seite, auf der andern durch wilde Erhebungen der rohen Massen in Stadt und Land gegen alles, was Besitz und Bildung heißt, durch jäh und stürmisch herausbrechende nationale Gegensätze und durch Ausbrüche unerhörter Zuchtlosigkeit in Heer und Marine, also durch die widerspruchsvollsten Bestrebungen, die, alles zusammengekommen, den völligen Bankrott der bisherigen absolutistischen und russifizierenden Regierungspolitik bedeuten. Dazu kommt der drohende wirtschaftliche und finanzielle

Zusammenbruch. Kurz, Rußland ist so zerrüttet, daß es aus der Weltpolitik vorläufig ausscheidet und weder im Guten noch im Bösen etwas ernsthaftes tun kann. Im fernen Osten beherrscht das englisch-japanische Bündnis das Terrain, denn Rußland ist dort ohnmächtig, und Frankreich auch dort von England abhängig, da es sich in Europa unter seinen Schutz gestellt hat, Nordamerika aber baut am Panamakanal und wird sicherlich bis zu seiner Vollendung warten, ehe es in Ostasien kräftig eingreift. Der Dreibund steht fest, aber der habsburgische Völkerstaat ringt immer noch um die ihm gemäße Verfassung, die sich nicht auf die „historischen Individualitäten,“ die „Königreiche und Länder“ aufbauen kann, sondern nur auf die lebendigen Individualitäten, die einzelnen Nationen, und solange er die Lösung nicht gefunden hat, bleibt er schwach, von den verschiedensten Bestrebungen seiner streitenden Völker zerrissen. Italien, das sich finanziell wesentlich gekräftigt hat, will gewiß seine Bundespflichten ehrlich erfüllen, aber ob es das können würde, wenn etwa eine englisch-französische Flotte an seinen langgestreckten Küsten erschiene, wer kann das wissen? Also bleibt Deutschland im wesentlichen auf sich selbst gestellt.

„Der Starke ist am mächtigsten allein,“ sagt Schillers Tell. Sind wir stark? Ja, Deutschland ist stark durch die konzentrierte Energie und Intelligenz seines Volkes, stark durch sein gewaltiges Heer, das soeben auf dem schwierigsten Boden und in ganz fremdartigen Verhältnissen seine Tapferkeit und Hingebung glänzend, der Vorfahren würdig, bewährt hat, und durch seine junge Flotte, die zwar noch zu schwach, aber an innerer Tüchtigkeit jeder andern ebenbürtig ist, stark durch die feste Bundestreue seiner Regierungen und seiner Fürsten, die nach dem schönen Worte König Friedrich Augusts in Dresden an den Kaiser erst aufhören wird mit dem Tode des letzten von ihnen, und die den greisen Prinzregenten Luitpold von Bayern im Einvernehmen mit dem Könige von Württemberg dazu bestimmt hat, jede öffentliche Feier der Erhebung Bayerns und Württembergs zu Königreichen am 1. Januar 1806 abzulehnen, weil eine solche zugleich die schmachvollsten Erinnerungen, die Gründung des Rheinbunds, das elende Ende des alten Reichs, den Zusammenbruch Preußens, die französische Fremdherrschaft verherrlichen hieße, zu denen jene wahrlich nicht durch eigene Kraft errungne, sondern von der Gunst eines fremden Eroberers gewährte Rangerhöhung die Einleitung war. Ein Jahr, das für ganz Deutschland ein Jahr der Schmach und für den größten Teil des nördlichen Deutschlands ein Unglücksjahr war, dürfen die Süddeutschen nicht feiern, das verlangt die einfachste Schicklichkeit, es wäre ein Hohn auf unsre Einheit. Und endlich vertrauen wir der Leitung unsers Kaisers und seines Kanzlers.

Deshalb hoffen und wünschen wir, daß die Bemühungen einsichtiger Männer diesseits und jenseits des Kanals, das Verhältnis zwischen Deutschland und England, auf denen ein so großer Teil der Weltkultur beruht, wieder freundlicher zu gestalten, trotz allen Gegenströmungen vollen Erfolg haben mögen. Das Einvernehmen beider Mächte sichert den Weltfrieden und allgemeines Gedeihen, ihr Zusammenstoß würde die Welt in unabsehbare Wirren stürzen und nur außereuropäischen Mächten zugute kommen. Und das sollten vernünftige Engländer und Deutsche wünschen? Weiß doch auch niemand, was aus der

russischen Revolution noch werden wird, ob sie nicht gar zu einer Auflösung des Riesenreichs, zu einer faktischen Ablösung wenigstens seiner Grenzlande führen und wie eine solche auf unsre eignen Verhältnisse einwirken würde. Nur das Barentum bietet dort noch einen festen Halt, und nur eine eiserne Faust, die zugleich der wüsten Anarchie ein Ende macht und die versprochenen Reformen ehrlich durchführt, kann das Ärgste und damit den alles erschütternden Zusammenbruch einer Großmacht, der ganz Europa und Asien in Mitleidenschaft ziehen würde, verhindern. Und da sollte sich Westeuropa selbst zerfleischen?

*



Frankreich vor den Wahlen



Anfang Januar finden Neuwahlen für hundert verfassungsmäßig auscheidende Senatoren statt, und die französische Erste Kammer wird dadurch in ihrem dritten Teil umgestaltet. Gleich darauf tritt die Nationalversammlung zusammen, um der Republik einen neuen Präsidenten zu geben. Im Mai folgen die allgemeinen Wahlen für das Haus der Abgeordneten. Eine solche Neuschaffung der gesetzgebenden Gewalten und der Leitung der Exekutive innerhalb weniger Monate ist gewiß als ein Ereignis von größter Bedeutung für das staatliche Leben zu betrachten, und rein äußerlich genommen haben die Zeitartikelschreiber wohl recht, wenn sie von der bevorstehenden Wiedergeburt des politischen Frankreichs, von der nahenden „Weltwende“ sprechen. Die Wahlbewegung, die jetzt beginnt und nun ziemlich ununterbrochen vierundeinhalb Monate dauern wird, rüttelt und schüttelt sicher die Bestandteile der Nation auf, die sich gewerbs- oder gewohnheitsmäßig oder auch aus staatsbürgerlichem Pflichtbewußtsein oder schließlich aus Liebhaberei mit der Politik beschäftigen. Daß aber die ganze Haupt- und Staatsaktion ein neues, das heißt besseres und gesünderes Frankreich schaffen wird, vermag nur ein unverbesserlicher Optimist oder jemand anzunehmen, der die französischen Verhältnisse nicht kennt, oder der sich selbst und andern etwas vormachen will. Eben so sicher wie uns die Parteiblätter nach dem Ausgang der Wahlen je nach ihrer Farbe die Morgenröte der wahren Republik oder die schwarze Nacht unrettbaren Verfalls verkünden werden, eben so sicher glauben wir selbst als unbefangene Beobachter, daß alle diese Prophezeiungen Blague sind und bleiben werden, und daß wir im Mai einen Senat und eine Deputiertenkammer vor uns sehen werden, die sich weder zu ihrem Vorteil noch zu ihrem Nachteil sonderlich von der gegenwärtigen Volksvertretung unterscheiden. Wie sollte es auch anders sein? Dieselben Kräfte arbeiten morgen in der französischen Staatsmaschinerie, die heute darin arbeiten, und die vor vier Jahren darin gearbeitet haben. Ein oder zwei Duzend Sozialisten mehr, ein oder zwei Duzend Radikale weniger, eine Stärkung oder eine Schwächung der Mitte oder der Rechten, das sind Fragen, die für den praktischen Staatsmann, der mit dem Parlament und